

Keine Chance für alte Etiketten

Seit der Bariton Gregory Porter die amerikanischen und europäischen Charts stürmt, ist **souliger Jazzgesang** wieder angesagt. Welche weiteren Nachwuchsstimmen aus dieser Szene beachtenswert sind und warum diese mit dem Etikett Jazz nichts anfangen können, erfahren Sie im zweiten Teil unserer Vokaljazz-Serie von Mirjam Schadendorf.



Foto: Bengt Nyman/Wikipedia

Lizz Wrights Gesang
verschmilzt Elemente aus
Blues, Gospel und Soul.

Wer glaubt, die aktuelle Jazzszene mit altbekannten Etiketten beschreiben zu können, der täuscht sich gewaltig. Selten pochten so viele aufkommende und etablierte Künstler auf das Etikett „Jazz“, ohne genauer erklären zu wollen, was sie denn nun damit meinen. Dabei greifen viele junge Musiker auf Phänomene scheinbar längst vergangener Zeiten zurück – um daraus schließlich etwas ganz anderes zu machen. So geschehen in den letzten Jahren mit dem Souljazz! Was war das gleich noch? Ach ja, der Hard Bop der fünfziger und sechziger Jahre, der noch einmal kräftig mit dem R & B und eben dem Soul gemixt wurde. Wenn es dann noch funkig klang, waren sie zufrieden, die John Scofields und George Bensons. Heute gibt es das wieder, diese Mischung aus funkiger, improvisierter Musik und – das ist wohl das Wichtigste am aktuellen Souljazz – äußerst sensiblem und emotionalem Gesang.

Es wird wohl niemanden überraschen, dass Vorreiter und Aushängeschild dieser Strömung der Amerikaner Gregory Porter ist. Der Mann, dem die Sinnlichkeit nur so aus seinen Poren trieft, der beinahe zwei Meter groß und gut und gerne 130 Kilo schwer ist, hat eine Stimme von einer Präsenz, die schier unglaublich ist. Um sich davon zu überzeugen, reicht es vollkommen, sich seinen ersten Hit anzuhören – „1960 What?“, ein Song, der Rassendiskriminierung im Amerika der sechziger Jahre und heute anprangert. Porter nimmt mit ein paar simplen Melodielinien seine Zuhörer mit. Hier geht es um seine Empörung, um seine Ausdruckskraft und um seine schwarze Identität. Besonders beeindruckend ist seine Performance mit dem Metropole Orchestra in Amsterdam. Scheinbar mühelos singt er neben dem gut 50 Mann umfassenden Ensemble – und steckt sie doch alle in die Tasche. „1960 What?“ – das war 2010, vor vier Jahren! Inzwischen gibt es vier Alben, und jeder will den Mann mit der ungewöhnlichen Kopfbedeckung auf seiner Bühne und in seiner Show haben. Bis jetzt sind dem Wahl-New Yorker die Erfolge nicht zu Kopf gestiegen. Er trägt seinen „Jazzhead“ wie eh und je und lebt glücklich mit Frau und Tochter in Brooklyn.

Etwa zeit- und ortsgleich suchte der junge Amerikaner José James sein Glück auf den Bühnen der Metropole. Auch wenn äußerlich den 1979 in Minneapolis geborenen Musiker nur wenig mit dem Schwergewicht Gregory Porter verbindet, so gleicht das musikalische Credo des schmächtigen James jenem doch sehr. Es sind Emotionen, pure und tiefe Emotionen, die der Mann mit Wurzeln in Panama in seinen Stücken speichern möchte. Und dass ihm das gelingt, zeigt ein Blick auf den Titelsong seiner ersten CD „The Dreamer“: „I Saw



Foto: Shawn Peters/PR
Singt über Rassenprobleme: Gregory Porter.



Foto: Janette Beckman/PR
Möchte sich nicht auf einen Stil festlegen: José James.

Es sind pure Emotionen, die José James in seinen Stücken speichern möchte

The Dreamer Raise His Hands“. Er besteht aus genau diesem einen Satz, doch der reicht James aus, um die ganze Zartheit, die ganze Sensibilität seiner musikalischen Welt auszudrücken. Wer auf der Suche nach aktuellem Souljazz ist, der hat ihn bei José James erster Platte aus dem Jahr 2008 gefunden.

Doch mit dem Erfolg kamen dem schmalen Sänger mit dem kunstvoll rasierten Kopf erste Zweifel, ob es denn wirklich „Jazz“ ist, was er da auf Vinyl und Silber presst. Hatte er am Anfang seiner Karriere noch davon gesprochen, dass Jazz für ihn die „tiefste und am weitesten gefächerte Musik ist“, hörte sich das ein paar Jahre später ganz anders an: „Ich will mich nicht auf einen bestimmten Stil

festlegen müssen. Ich habe mich entschlossen, dass ich nicht mehr bloß als Jazzsänger gesehen werden will, und das hat mich richtig befreit. Nachdem ich gemerkt hatte, dass Jazzgesang einfach nur etwas ist, das ich tue, eine reine Bezeichnung, fühlte ich mich als Künstler frei und konnte Stücke ohne irgendwelche Limitierungen schreiben.“

Und genauso hört sich dann auch an, was José James in letzter Zeit geschrieben hat. Zu hören auf seinem aktuellen Album „No Beginning No End“. Es ist wirklich schwierig, für Songs wie „It's All Over You Body“ ein passendes Etikett zu finden. Funkig und groovy startet seine Band, man kann hier James' Sozialisation im Hip-Hop hören. Doch sein großartiger Trompeter Takuya Koroda spielt dann richtig freie, wunderschöne Soli. Und wenn schließlich James einsetzt und sich selbst mit wilden Handbewegungen motiviert, dann geht es nur noch um eins: seinen Gesang. Und nichts anderes ist dieses Konglomerat als Souljazz! So mag das Wort und das Etikett „Jazz“ in den zehner Jahren des neuen Jahrhunderts nicht mehr besonderes hip sein. Wir werden in den nächsten Jahren mit Sicherheit neue Begriffe und Wörter lernen müssen, doch die Musik bleibt in gewisser Weise dieselbe!

Das gilt auch für Lizz Wright, die derzeit gerne in einem Atemzug mit Gregory Porter genannt wird. Die 1980 geborene Sängerin tritt regelmäßig mit dem Zugpferd des neuen Souljazz auf. Doch längst hat auch die aus Georgia stammende Lizz ein ganz eigenes Profil entwickelt. Denn dass die aus einer evangelikalen Predigerfamilie stammende junge Frau jemals auf einer Bühne stehen würde, um Unterhaltungsmusik zu singen, war ihr wirklich nicht in die Wiege gelegt. Bei den Wrights hörte man keine Popmusik, dort gab es nur den Gospel! Und den nicht zu knapp. Hier erhielt Lizz Wright ihre musikalische Sozialisation. Doch dann begann sie in Clubs aufzutreten. „Ich saß in einem Club in der Peachtree Street in Atlanta und sang ‚Amazing Grace‘ – aber als Blues. Ich

hatte dieses Lied mein ganzes Leben lang gesungen, und plötzlich kam es aus mir heraus, brüllend, voller Wut und Trauer und mit all der Neugier und diesen anderen Gefühlen, die ich niemals in einem geistlichen Zusammenhang ausgedrückt hatte“ ist ihrem beim Label Verve veröffentlichten Lebenslauf zu entnehmen. Das war 1999 – Lizz war damals 19. Ein Jahr später gewann sie mit einem Gesangsensemble, das immer noch vom Gospel geprägt war, den Billie Holiday Contest. Zwei Jahre später hatte sie einen Plattenvertrag bei Verve, und im darauffolgenden Jahr entstand „Salt“, ihre erste Platte.

„Salt“ hat alles, was der Souljazz braucht: eine tiefe, emotionale Stimme – dazu eine coole, lässige Band.

Dementsprechend schaffte es der Erstling auch gleich auf Platz 4 der Jazzcharts, und auch die Europäer wurden auf die schmale Frau aufmerksam – vertrat sie doch ein Genre, nach dem sich viele Jazzfreunde lange gesehnt hatten. Doch Lizz Wright überraschte ihre Fans. So schaffte es Album Nr. 2 „Dreaming Wide Awake“ zwar in die Top 3, doch was sie da sang, war etwas ganz anderes. Lizz Wright vollzog gemeinsam mit ihrem neuen Produzenten Craig Street eine Wendung zum Americana, zum Folk-Pop. Sie gestand, dass sie Joni Mitchell verehrte – die große alte Dame des amerikanischen Singer-Songwriter-Genres. „Als ich den Produzenten Craig Street das erste Mal traf, erzählte ich ihm, was ich für Musik höre, wenn ich allein bin. Nur für mich – nicht, was die Jazzsängerin hört oder die Gospelsängerin. Sondern, was Lizz hört. Und das ist eher Songwriter-Musik, eher Folk im Stil von Joni Mitchell. Craig war überrascht. Ich hatte ja schon das Etikett Jazzsängerin weg, weil ich mich zu der Zeit, als ich entdeckt wurde, voll und ganz dem Jazz gewidmet habe. Ich machte mir Sorgen, dass mich das ‚Salt“-Image einholen würde“, offenbart sie auf dem Internetportal www.laut.de.



Foto: Sofia Sabel/ACT

Ida Sand, die schwarze Stimme Skandiaviens.



Foto: Maarten van Maanen/WP

Souljazz aus Rotterdam: Sabrina Starke.

Jazz ist einfach nicht mehr das Etikett, mit dem Lizz Wright und viele andere ihrer Kollegen sich identifizieren wollen. Und der Erfolg gibt ihnen Recht. Lizz' Tour durch Europa im Jahr 2008 war ein großer Erfolg. Ebenso ihr viertes Album – vor vier Jahren erschienen. Mit „Fellowship“ machte die mittlerweile 34-jährige Sängerin unmissverständlich klar, wo sie herkam: aus den spirituellen Gesängen des amerikanischen Südens.

Sprung nach Europa: Wer hier den Souljazz sucht, hat es nicht leicht. Doch schließlich wird man in Skandinavien fündig. Ida Sand zeigte mit „Meet Me Around Midnight“ (2007), dass sie wusste, wie man eine Stimme bis oben hin mit Gefühl versetzt.

Schnell wurde sie als „schwarze Stimme Skandiaviens“ gefeiert. Dabei gibt es erstaunliche Parallelen zu Lizz Wrights musikalischer Sozialisation. Sand ist in der schwedischen Chortradition verwurzelt. Sie wuchs mit dem Gospel auf, hörte Stevie Wonder und Aretha Franklin. Und wie die Frau aus den Südstaaten wandte sich auch die rothaarige Schwedin nach ihren ersten Erfolgen im Jazz von diesem ab. Es entstanden die Alben „True Love“ (2009) und „The Gospel Truth“ (2011). Auf „True Love“ gab es einige selbst komponierte Songs der frisch verheirateten Sand. Hier zeigte sie, dass ihr Idol inzwischen nicht mehr Aretha Franklin hieß, sondern – wiederum – Joni Mitchell. Dementsprechend soft geht es zu, wenn die Sängerin ihre Liebe zu Mann Ola Gustafsson, einem Gitarristen, besingt.

Der Souljazz war auch hier nur eine Durchgangsstation, und dessen ist sich Sand auch bewusst: „Ich bin mit mir völlig im Reinen, dass ich vielleicht nicht die Speerspitze des experimentellen Jazz verkörpere. Ich bin aber sehr stolz auf meine CDs. Leute entwickeln angenehme Gefühle, ja Glücksgefühle, wenn sie der Musik zuhören. Das gibt mir mehr, als wenn ich mit dem Etikett besonders hip durch die Jazzwelt laufen würde“, formuliert sie im Blog von Volker Stephan. So bleibt den aktuellen Souljazzfans nicht viel anderes übrig, als zu hoffen, dass das Blatt sich wieder einmal wendet – und bis dahin mit Gregory Porter vorliebzunehmen. Derzeit läuft diese Musikrichtung ansonsten nahtlos in den Singer-Songwriter-Stil über. Wer sich dabei ein wenig trösten will, dem seien noch die Aufnahmen der in Surinam geborenen niederländischen Sängerin Sabrina Starke empfohlen. Und: damit wir in Deutschland nicht so ganz alleine bleiben, die Scheibe „It's The City“ von Ulita Knaus aus dem Jahr 2007. Leider hat die Deutsch-Bulgarin nach ihren ersten Erfolgen nicht weitergemacht. Die CD ist dennoch uneingeschränkt zu empfehlen.

CD-Tipps der Autorin

Lizz Wright, Salt (2002);
Verve/Universal CD 0731458993322
Ida Sand, Meet Me Around Midnight (2006);
ACT/Edel CD 614427971623
Ulita Knaus, It's The City (2007);
Minor/In-Akustik CD 0033585512729
José James, The Dreamer (2008);
V2/Universal CD 5033197496825
Sabrina Starke, Yellow Brick Road (2009);
Blue Note/Universal CD 5099926761626
José James, No Beginning No End (2013);
Blue Note/Universal CD 5099970598025
Gregory Porter, Liquid Spirit (2013);
Blue Note/Universal CD 0602537410538

